

**Zeitschrift:** Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 67 (1988)  
**Heft:** 5

**Buchbesprechung:** Kein Talent für Israel [Carl-Jacob Danziger]

**Autor:** Sulzer, Alain Claude

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Schliesslich bestimmt allein die Investitionspolitik der Grossunternehmen das Schicksal aller, und aus einer Analyse dieser Investitionen ergeben sich Antworten für andere gesellschaftspolitische Probleme, wie die Energiepolitik, Arbeitsplatzbeschaffung, Sicherung des Sozialstaates. Mit «Rahmenbedingungen» ist das nicht zu schaffen, auch nicht mit den bisherigen Regelungen für die Mitbestimmung, was sich daran zeigte, dass die Belegschaften der Montanindustrie keinen Einfluss auf arbeitsplatzhaltende Investitionsentscheidungen besitzen. Um das Ziel einer Wirtschaftsdemokratie gegen massive Obstruktionsversuche des Besitzbürgertums zu erreichen, bedarf es praktischer Massnahmen, um die Beeinflussung von Kapitalbewegungen. Planung darf dabei

kein Selbstzweck werden, denn freie Unternehmerinitiative und Wettbewerb bleiben in weiten Bereichen Voraussetzung für eine funktionsfähige Wirtschaft, die nicht auf Rentabilität verzichten kann. Es geht im Vorfeld eines neuen Parteiprogramms nicht um weltanschauliche Debatten, wohl aber um praktische Lösungsvorschläge. Noch einmal Peter von Oertzen: «Die Frage ist, ob sich die Einsicht durchsetzt, dass wir nicht menschlicher und freier arbeiten und leben können, solange wir nicht selber über unsere Arbeit und unser Leben bestimmen, sondern kleine, unkontrollierte Wirtschafts- und Machteliten über uns bestimmen lassen – und die geheimnisvollen Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft.» Dem ist wohl nichts hinzuzufügen...

gendlichen Glauben bezog, dass es selbst unter *diesen* neuen, sehr komplexen Bedingungen für ihn so weitergehen könnte, wie es mit Sicherheit in Deutschland weitergegangen wäre, wenn die Nationalsozialisten die Macht nicht übernommen hätten. Er wäre dann den Weg des jungen, hoffnungsvollen, begabten Schriftstellers weitergegangen, der bereits hie und da Erzählungen in Zeitungen, etwa der «Vossischen», veröffentlicht hatte. Ins Land der Väter gekommen, deren Religion ihm wenig bedeutete, behielt er die Augen offen, verschloss sie vor nichts, was um ihn herum geschah – und beschrieb es; schrieb auf in der Hoffnung, es gäbe Interessenten für seine individuellen, stets durch Recherchen untermauerten Beobachtungen über ein Land, in dem wie kaum irgendwo anders nicht nur zwei Gegensätze aufeinanderprallten. Ein Glück, so kann man aus heutiger Sicht sagen, dass er es sich nicht nur damals aufgeschrieben, sondern auch für später – für sein Buch «Kein Talent für Israel» – gemerkt hat. Im Gegensatz zu jenen, denen es entweder, wie Danziger einmal schreibt, um «Grossmuttergeschichten» aus dem Stäl Osteuropas oder aber um Propaganda für einen noch in der Ferne liegenden Staat Israel ging, in der alles und jedes beschönigt und nivelliert wurde. Aber es ging doch ganz anders zu.

Weder von den Grossmuttergeschichten noch von taktischer Literatur wollte Danziger etwas wissen. Er wollte vorwärts. Stattdessen wurde er angehalten, stehenzubleiben, abzuwarten, zu schweigen, schliesslich ein Gewehr in die Hand zu nehmen, was er in Ermangelung besserer Aussichten nicht ohne Widerwillen tat. Er blieb stehen, hoffte weiter, so etwas wie der hellhörige Chronist je-

*Carl-Jacob Danzigers Zeit in Palästina*

## Kein Talent für Israel

Von Alain Claude Sulzer

«Was nun begann, waren die Jahre, in denen ich so lebte wie die Menschen, deren Leben ich früher nur beobachtet und studiert hatte. Ich studierte nicht mehr für literarische Zwecke den Hass der andern. Ich gelangte zu meinem eigenen Hass. Und der spiegelte sich in meinem Gesicht.»

Der Weg von der Beobachtung des Hasses der andern zum sehr viel quälenderen, nicht selten alles vergiftenden eigenen Hass war nicht besonders weit und gewiss alles andere als ein Pfad beleidigter Eitelkeit. Dieser Hass, der sorgfältig begründet wird und dem das Wort Enttäuschung vielleicht gerechter würde, verfolgte den sensiblen jungen Carl-Jacob

Danziger, der mit 25 Jahren, 1934, nach Palästina auswanderte und zu seinem Erstaunen feststellen musste, dass es in der Fremde, zumal in dieser Fremde, zwar möglich war, mit offenen Augen und offenen Ohren durch die Welt zu gehen, nicht aber, das Gesehene und Gehörte mit derselben Offenheit wiederzugeben. Zu dieser Erkenntnis war es ein kleiner Schritt; der von mehreren niemals oder doch nur zum Teil veröffentlichten Reportagen über Palästina.

Es war ein Hass, der seine Nahrung nicht aus der Überheblichkeit des aus dem kultivierten Westen geflohenen jungen Schnösels, sondern aus dem vielleicht naiven, jedenfalls ju-

ner Zeit doch noch werden zu können, in der «allen Dingen in diesem Land der merkwürdige Charakter der Robinsonade, des Versuches, Formen zu finden, die nirgends vorgezeichnet waren», anhaftete. Dieser Chronist wurde er erst vierzig Jahre später, als er längst nicht mehr in dem Land lebte, dessen Staatsgründung er noch miterlebt hatte. Kein Talent für Israel – und doch lange Zeit in Palästina.

Er hat aufgeschrieben, wie es gewesen war für einen jungen deutschen Juden, der, 1909 in Berlin geboren, sich vorgenommen hatte, Schriftsteller zu werden, Künstler zu sein, den die Umstände jedoch zwangen, in ein Land zu fliehen, das ihm die Möglichkeit des Schutzes vor der Verfolgung der Deutschen bot, von dem er zweifellos viel gehört hatte, das sich aber in so ziemlich allem von seinen «zuhause» gemachten Vorstellungen unterschied.

Er, der Schriftsteller werden wollte, der also über viele Umwege vorwiegend individueller Art zur eigenen Sprache hätte kommen müssen – wird hineingestossen in ein Land, in dem sich eine vielfältige, stattlich formlose Gesellschaft, die sich unter dem Druck von allen erdenklichen Seiten gerade irgendwie zu bilden versuchte, in ein Land, in dem nur eines mit Sicherheit feststand: dass man dem Zugriff der Deutschen, zumindest vorerst, auf diesem Boden entronnen war. Was die Zukunft betraf, war alles ungewiss, ausser dem zähen Willen, diesen Flecken Erde bis aufs Blut zu verteidigen. Der 25jährige Danziger befand sich in einer von seiner bisherigen Umgebung vollkommen verschiedenen «Gemeinschaft».

Und hier nun, mitten in einem Land, das alles mögliche brauchte, aber offenbar keine Schriftsteller, keine Künstler,

die unangenehmerweise die unangenehmen Nebenerscheinungen in diesem Land kritisierten, eckte einer wie Danziger überall an. Zum Ausgleich hatte er darüber hinaus nichts «Gescheites» gelernt, ein wenig studiert, er beherrschte keines der dringend benötigten Handwerke. Sehr bald wusste er schon beim Niederschreiben, dass das, was er geschrieben hatte, ja doch nicht veröffentlicht würde. Er trat den Leuten auf die Füsse, und da sie sich nicht auf die Füsse traten lassen, musste er sich bald schon überflüssig fühlen.

Was sollte er tun, nachdem er es ein Jahr lang, gemeinsam mit seiner Frau, einer Deutschen, die mit ihm Deutschland verlassen hatte, zu der die Beziehung aber zusehends schlechter wurde, in einem Kibbuz versucht hatte, erfolglos?

Er tauchte – immer wieder auch schreibend – in gewisser Weise unter, und mochte das Wasser, in das er eintauchte, auch der Hass sein, den er in sich zu nähren begann. Aber es war nicht allein der Hass auf die, denen es besser ging, weil sie sich den neuen Umständen besser anzupassen vermochten, deren Treiben er wortlos zusehen musste (jedenfalls zusah), deren Politik gegenüber den Arabern er weder verstand noch guthiess (aber schweigend hinnehmen musste); es war wohl auch der Hass auf die eigene Unfähigkeit, sich in entscheidenden Augenblicken von allen und von allem zurückzuziehen – und jener Dichter zu sein, der er hatte werden wollen, als er nach Palästina kam und nicht wusste, dass einem deutschen Schriftsteller passieren konnte, was Arnold Zweig bei seiner Lesung auf Deutsch passierte: dass man hier womöglich mit Eiern und Tomaten beworfen wurde.

Waren Schriftsteller überflüssig? Danziger zog sich nicht zu-

rück, um zu schreiben (wovon hätte er auch leben sollen?), sondern um irgendwie zu überleben. «Aber eins stimmte nicht: Ich hatte dazugehören, hier leben, mich einordnen wollen, deshalb konnte man über meine komischen Jobs als Hilfspolizist, Nachtwächter, Zierfischzüchter gar nicht lachen; ich hatte sie mir nicht ausgedacht, es waren echte Katastrophen.» – Wer wollte das bezweifeln.

Wie zwei rote Fäden ziehen sich, wenn auch nur im Hintergrund, nur wenige Male ange deutet, zwei äusserst wichtige Dinge durch Danzigers Bericht über seine Palästinazeit von 1934 bis 1949. Es ist dies zum einen das Gesicht, nach dem er sucht, nach dem, wie er schreibt, alle Juden in Israel suchen, das Gesicht, das er als junger Mensch nicht zu haben glaubt, das er sich irgendwie zu erschaffen hofft – und das dann, vielleicht von einem Tag auf den andern, ganz plötzlich, ohne sein Dazutun, da ist und ihn selbst zu entsetzen scheint. Es ist dies zum anderen die Bindung an die Mutter, die wie Vater und Schwester ebenfalls nach Palästina fliegen konnten, an deren Existenz er in irrationaler Weise einen grossen Teil seiner ganz realen Wünsche und Hoffnungen knüpft, die dann ohne Nachhall bei ihrem Tod lautlos zusammenbrechen. Nachdem die Mutter tot ist, auf dem Ölberg begraben in einem Grab, das bald darauf zerstört werden wird, kann er das Land verlassen, fühlt er sich trostlos davon befreit. Als habe er es nur ihretwegen nicht längst schon verlassen. Es zeugt von Danzigers Offenheit, dass er hier von seinen ganz individuellen Schwierigkeiten, ohne sie zu analysieren oder gar in den Vordergrund zu schieben, auch auf seine Komplikationen mit dem Land schliesst. Nichts lässt er ausser acht; eine Tatsa-

che, die seinen Bericht so überzeugend macht. Er wird, wenn auch nicht gleich nach dem Tod der Mutter, das Land für immer verlassen. Er geht in die DDR, um dann spätestens mit seinem 1976 in der BRD erschienenen Buch «Die Partei hat immer recht» auch dort nachhaltig Anstoss zu erregen. Danziger hatte sich, bevor er den neugegründeten Staat Israel verliess, um sich seinen kommunistischen Freunden in einem neuen Deutschland anzuschliessen, rund fünfzehn Jahre lang in der Nähe von Ramat-Gan durchgeschlagen, man wird es wohl nicht anders bezeichnen können. Seine verschiedenen Versuche, als Schriftsteller Fuss zu fassen, misslangen. Immerhin erschien kurz vor Kriegsausbruch (und danach starkzensiert) seine Reportage über die Hagannah, der er angehörte, in der er, um des Erfolgs willen, um jeden Preis den Eindruck erwecken wollte, «die Mitglieder der Hagannah» seien «nationale

Heilige». Obwohl sich Danziger alle Mühe gab, sich selbst zu verleugnen und diese «propagandistische Närrischkeit» so freundlich wie unkritisch zu gestalten, gelang es ihm auch diesmal nicht, die Kritiker fernzuhalten; wie ihm dies auch nicht gelungen war, als er in der bis 1939 in Berlin erscheinenden «Jüdischen Rundschau» eine Fortsetzungsserie über seine Erfahrungen im Kibbuz veröffentlichte; wie es ihm, kurz gesagt, nie gelang. In vielen Momenten vermag es Danziger, dessen Buch 1980 zum ersten Mal erschien, einem erfrischend genau die Gefühle zu vermitteln, die er als junger Mensch hatte, der erdrückt war von dem nicht aus der Welt zu schaffenden Gefühl, allein zu sein. Allein unter lauter Männern – Frauen waren, wie er schreibt, Konkurrentinnen von Mutter und Schwester –, die Gewehre trugen und sich wichtiger nahmen, als er sich selber nehmen konnte. Danziger kam sich in seiner ganzen Existenz

in diesem Land überflüssig, nutzlos vor, ohne doch genau beschreiben zu können, weshalb es so war. Die Ungerechtigkeiten, die er sah, am eigenen Leib zu spüren bekam, an den Arabern begangen sah, waren einige der Gründe, weshalb der das Land schliesslich verliess; über den Grund, der den Ausschlag gab, kann auch er nichts Genaues sagen. Wer könnte es. Vielleicht setzte sich sein Unbehagen, seine «Talentlosigkeit» aus zu vielen Momenten zusammen.

«Ich wollte fort. Ich wollte meine Kraft nicht an eine aussichtslose Sache verschwenden. Damals hielt ich sie für aussichtslos.» Oder wie es Moritz Ölbaum im Nachwort in anderen Worten etwa gleich beschreibt: «Warum kommen Stimmen immer von da, wo man gerade nicht ist.»

---

Carl-Jacob Danziger. Kein Talent für Israel. (Kleine jüdische Bibliothek.) Greno Taschenbuch Nr. 69. DM 10,-.

Vom verlorenen Vertrauen zu Volk und Gott

## Gottfried Keller und Karl Marx

Max Keller über Manuskripte aus vergessenen Schubladen

Bereits in den beiden Freischärlerzügen in der Mitte der 40er Jahre des letzten Jahrhunderts sind junge Leute nach Luzern gezogen, denen man nachsagte, sie seien Kommunisten. Darunter befand sich aus Zürich ein Arbeitsloser, der sich bisher ohne Erfolg als Maler und Dichter versuchte und in den Altstadtkneipen mit Handwerksburschen verkehrte, die für eine neue Lehre schwärmten, welche die wohlhabenden Bürger wie ein Gespenst erschreckte. In der «Berner Schulzeitung» Nr. 44/1845

konnte man lesen, dass «ein gefährliches Element, das früher nicht bekannt war, in die unteren Regionen der Gesellschaft eingetreten ist, nämlich der Kommunismus und Socialismus». Der junge und im doppelten Sinne des Wortes kleine Mann liess sich damals nicht träumen, dass er einmal auf einer Banknote abgebildet sein würde. Oder doch? Es ist nämlich von ihm ein Gedicht von 1844 erhalten, das erst nach dem Tod in das Gesamtwerk von Gottfried Keller aufgenommen wurde und «Morgen-

traum» heisst. Drei Harfnerinnen singen darin von einem Baum, der im Meer emporwächst, um an einem Morgen das «Wellendach» zu sprengen. Dadurch wird des «Baumes Riesenkrone voll Blütenenglanz und Duft» zum Hindernis für das Meerschiff, vor dessen Hochmut «alle Meerbewohner fliehen». Die letzten Strophen der 2. Harfnerin lauten:

*O Maienlust, o Freiheitsbaum,  
So jugendlich und grün!  
Wie wirst du, alter Menschen-  
traum,*